

HELmut SCHMIEDT

Literaturbericht I

Es gibt Menschen, die das Leben der realen Person Karl Friedrich May für erheblich interessanter halten als das ihres literarischen Alter Ego Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi. Tatsächlich sieht man bei dem Helden unzähliger Abenteuer, kaum dass man ihn kennengelernt hat, wie es um ihn steht: Er kann und weiß unendlich viel, ist in moralischer Hinsicht über jeden Zweifel erhaben und besiegt stets alle seine Feinde. Manche empfinden das als langweilig. Karl Mays empirisches Dasein ist dagegen völlig anders verlaufen: extrem abwechslungsreich, kompliziert, überraschend und mit sensationellen Zuspitzungen. Dieser Umstand mag mit dafür verantwortlich sein, dass zahlreiche Schriftsteller diese Lebensgeschichte ganz oder teilweise zum Gegenstand literarischer Darstellung erkoren haben. Dabei ist es ihr gutes Recht und wohl sogar ihre Pflicht, die ohnehin spektakulär anmutenden Teile der Vita mit fiktionalen Zutaten auszuschmücken. Wer einen Karl-May-Roman schreibt, geht anders vor als der Verfasser einer wissenschaftlich bzw. populärwissenschaftlich ausgerichteten Biographie, auch wenn er die historischen Daten und Fakten stets bereithält.

Diesen Grundsatz macht sich Philipp Schwenke zunutze, Autor eines rund 600 Druckseiten starken Romans über Mays Orientreise und die anschließende Zeit bis zur Scheidung von Karl und Emma May.¹ Einerseits orientiert er sich penibel an zahllosen Details, die aus der empirischen Wirklichkeit jener Jahre überliefert sind: Di- verse Stationen der Orientreise werden ebenso umfassend vorge- führt wie die markanten Vorkommnisse, die in die endgültige Trennung des langjährigen Ehepaars und die neue Verbindung mit Klara münden; zahlreiche Einzelheiten, die jedem Kenner der May'schen Lebensgeschichte vertraut sind, tauchen auf, von Mays angeblicher »Entdeckung eines orientalischen Klondyke« (S. 379) über die spiritistischen Neigungen bei Plöhns und Mays bis hin zu der lesbischen Beziehung zwischen Emma und Klara, die ein merkwürdiges Licht auf den Tausch der Ehefrauen wirft. Andererseits entwickelt Schwenke in Verbindung mit alldem phantasievolle und manchmal geradezu phantastisch anmutende inhaltliche Konstrukte: Der reisende May rezitiert z. B. öffentlich ein selbst erdachtes Gedicht in

chinesischer Sprache, führt Old Shatterhands Jagdhib vor, entrinnt knapp dem Angriff eines Leoparden, gerät mehrfach in Gefangenschaft und trifft Friedrich Schiller persönlich. Unter den fiktiven Personen, mit denen er es zu tun bekommt, ragen ein Journalist namens Scharffenstein hervor, der sich Aufklärung über die Old-Shatterhand-Legende verschaffen will, und ein Geologe namens von Hoven, mit dem es eine ganz besondere Bewandtnis hat, die hier nicht verraten werden soll. Was die Vorgeschichte der Scheidung betrifft, so fällt besonders ein geschickt simulierter »Selbstmordversuch« (S. 509) auf, mit dem die intrigante Klara die Entfremdung zwischen Karl und Emma voranzutreiben versucht.

Der Text wechselt hin und her zwischen Kapiteln, in denen es um die Orientreise geht, und solchen, die die Geschichte der Scheidung schildern; dabei verfährt der Autor jeweils chronologisch. Am Schluss wird beides ganz eng miteinander verknüpft und geht fast ineinander über. Ausgriffe in die Vergangenheit des Protagonisten ergänzen das Geschehen, ebenso ein Blick in die Zukunft, der bis zu Klaras Tod führt. Viele Kapitel enden mit einem möglichst spannenden Cliffhanger. Beispielsweise lautet der letzte Satz in einem, das am »28. Oktober 1899« in »Padang, Sumatra« (S. 417) spielt: »Mit erhobener Schmetterfaust sprang er auf die Männer zu und hoffte.« (S. 423); anschließend wird der Leser in den »19. August 1902« nach »Leipzig, Königreich Sachsen« (S. 424) geführt und über viele Druckseiten hinweg mit den neuesten Entwicklungen um Karl, Emma und Klara konfrontiert, bevor er erfährt, was aus der heiklen Situation in Padang geworden ist.

Der May des Romans hält in seinen Äußerungen lange an der Behauptung fest, er sei mit dem grandiosen Ich seiner Abenteuerromane im buchstäblichen Sinne identisch, und bringt sich dadurch immer wieder in peinliche und auch gefährliche Situationen. In denen aber bewährt er sich oft erstaunlich gut mit einer Mischung aus Glück und Geschick sowie einer gehörigen Portion Frechheit. Die Kraft dazu verleiht ihm die Vorstellung, er habe als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi solche und ähnliche Proben schon vielfach bestanden – warum soll das nicht wieder gelingen? Der Roman lässt offen, ob eine derart intensiv wirksame Selbstsuggestion als pathologisches Phänomen einzustufen ist oder als bewundernswerter Versuch, im Zuge eines exzessiven Rollenspiels permanent Grenzen zu überschreiten. Dieser Karl May hat »sein Leben damit bestritten, Gedanken in die Welt zu setzen, denen die Wirklichkeit anschließend folgte« (S. 71).

Manchmal nehmen die Dinge einen eher komischen Verlauf. Bei einer Schießübung in Jaffa erlegt der vermeintliche Meisterschütze versehentlich eine Ziege und erntet den Zorn ihres Besitzers. In einer slapstickartigen Szene – einer von mehreren – erwischte Emma ihn und Klara beinahe beim Ehebruch, und Mays Versuch, sich gerade noch rechtzeitig unter Klaras Bett zu verstecken, endet mit einem gesundheitsbedrohenden und verräterischen Hustenanfall.

Natürlich wird auch die literarisch-weltanschauliche Neuorientierung behandelt, die May in seinen letzten Lebensjahren vollzieht. An einer Reihe von Stellen verhält und äußert er sich menschenfreundlicher als etliche der Europäer, mit denen er es zu tun bekommt, und fern aller kolonialistischen Hybris, so dass die Wendung zum Verfechter humaner Botschaften erste Konturen gewinnt. Die explizite Erläuterung, er sei im Grundsätzlichen ein literarischer Anwalt »der Liebe und des Friedens« (S. 585), ist jedoch zunächst einmal nichts als »eine formidable Ausrede« (S. 584): Von Vertretern interessierter politischer Mächte wird May mit sanfter Gewalt zu einer Erklärung gezwungen, was es denn mit dem von ihm behaupteten gigantischen Goldfund auf sich habe, und weiß sich nicht anders zu helfen als mit ausschweifenden Bemerkungen darüber, er habe rein metaphorisch gesprochen und an Schätze des Herzens und der Seele gedacht, so wie ja überhaupt sein gesamtes Werk mit dem vordergründigen Abenteuer eigentlich Grundprobleme des menschlichen Daseins und seiner wünschenswerten Verbesserung abhandle.

Der Autor dieses Berichts hat das alles mit Vergnügen und zeitweise auch mit einiger Spannung gelesen. Man kann es sich auch als Hörbuch zu Gemüte führen, vorgetragen von dem bekannten Schauspieler Devid Striesow (vgl. den Medienbericht in diesem Jahrbuch). Wer wissen möchte, wie es mit May weiterging, und auch da lieber wieder zu einer literarisch ausschmückenden Schilderung statt zu einer sachlich orientierten Biographie greift, mag sich anschließend ›Die Geistesbrüder‹ vornehmen, Klaus Funkes Roman über die Künstlerfreundschaft zwischen Karl May und Sascha Schneider (vgl. Jb-KMG 2014, S. 330–332).

Auch schon zu Mays Lebzeiten hat man Literarisches über den berühmten und dann auch berüchtigten Schriftsteller in die Welt gesetzt, wobei mehrfach der parodistische Umgang mit der Omnipotenz seiner Hauptfigur im Vordergrund stand. Ein solcher Beitrag, 1903 in der ›Wiener Schachzeitung‹ erschienen und jetzt nachgedruckt in der Jubiläumsschrift des Schachclubs Bamberg – des Vereins, dem der große Schachspieler, Schiedsrichter und Karl-May-

Verleger Lothar Schmid angehörte –² informiert darüber, dass Karl May auch ein begnadeter Schachspieler war. Das Ich der kleinen Erzählung berichtet, wie es ein Jahr zuvor in einem Münchner Wartesaal den Globetrotter zufällig getroffen und dabei erfahren hat, dass dessen weltweit demonstrierte Höchstleistungen eben auch das »königliche Spiel« (S. 238) einbeziehen. Schon in der Schule habe er entsprechend geglänzt, später erfolgreich »in aller Herren Länder mit den berühmtesten Schachgrößen (...) gespielt« (S. 239), in Simultankämpfen Hunderte von Gegnern besiegt und manchmal sogar in lebensgefährlichen Situationen die einschlägigen Fähigkeiten zum Segen aller Beteiligten eingesetzt. Dem Freund Winnetou habe er das Schachspiel so weit beigebracht, dass der ebenfalls »gar bald ein hervorragender Meister (wurde)« (S. 240). Wenn die Öffentlichkeit von dieser Seite Mays bisher nichts wisse, so liege das an »meiner anerkannten Bescheidenheit« und dem edlen Wunsch, »den Ruhm meiner Gegner nicht zu gefährden« (S. 239).

Dem literarischen Umgang sowohl mit der Person Karl May als auch mit seinem Werk war eine Ausstellung gewidmet, die anlässlich seines 175. Geburtstags 2017 in Hohenstein-Ernstthal stattfand. In Verbindung damit erschien eine Sondernummer von ›Karl May in Leipzig‹, der Mitgliederzeitung des Leipziger Karl-May-Freundeskreises.³ Darin stellt Günther Wüste mit dem Aufsatz ›Karl-May-Fortsetzer oder Das zweite Leben Winnetous‹ einen Teil jener kreativen schriftlichen Arbeiten vor, die an Karl Mays Lebensgeschichte anknüpfen, seine Helden in neue Abenteuer schicken oder aber beides miteinander verbinden – Letzteres ein Konstrukt, das insofern besonders verlockend erscheint, als Mays reale Existenz ihrerseits durchaus abenteuerliche Züge aufweist und seine an die Ich-Form der Reiseerzählungen geknüpfte Old-Shatterhand-Legende dieses Verfahren geradezu herbeibeschwört. Wer sich diesem Gebiet zuwendet, stößt auf ebenso erstaunliche wie vielfältige Phänomene. So gibt es bekanntlich einen Verfasser, Franz Kandolf, der mit ›In Mekka‹, seiner Fortsetzung von Mays fragmentarischem Roman ›Am Jenseits‹, sogar in die vom Karl-May-Verlag verbreitete Ausgabe der ›Gesammelten Werke‹ des Hausautors eingezogen ist. Auch andere Lücken in Mays abenteuerlichem Kosmos wurden mit einem Geschick gefüllt: Seit 2010 ist in Jörg Kastners ›Hadschi Halef Omar‹ – der Erweiterung einer früheren Erzählung desselben Autors – zu lesen, wie Kara Ben Nemsi seinen treuen Freund und Begleiter auf den Pfaden des Orients kennenlernen (vgl. Jb-KMG 2011, S. 261f.), und in Karl Hohenthals ›Hadschi Halef Omar im Wilden Westen‹

(2012) kommt es zu einer Begegnung, die viele May-Leser in den Romanen von May selbst vermisst haben dürften: zu einer Begegnung zwischen Halef und Winnetou (vgl. Jb-KMG 2013, S. 374f.). Verschiedene Autoren aus dem Ausland sind ebenso als May-Fortsetzer zu entdecken wie einheimische Intensivtäter, etwa Reinhard Marheinecke, der gleich dutzendfach neue Geschichten um Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi ersonnen hat, die nach Ansicht unseres Kommentators »süchtigmachend« (S. 11) wirken. Auch an Autorinnen fehlt es nicht. Der Karl-May-Verlag setzt neuerdings unter dem Reihentitel *›Karl Mays Magischer Orient‹* auf die Verbindung von May'scher Exotik und Fantasy (vgl. Jb-KMG 2017, S. 364f.).

Neben dem Leipziger Freundeskreis gibt es eine Reihe weiterer Institutionen dieser Art – wobei der Begriff Institution fast schon in die Irre führt, denn die meisten dieser Einrichtungen legen Wert darauf, nicht als Verein mit eingetragener Satzung und Ordnung zu existieren, sondern als freie Verbindung interessierter Leser mit relativ offenen Organisationsformen. Eine von ihnen ist in Cottbus angesiedelt und besteht seit 1987; sie wurde also zu einer Zeit gegründet, als Karl May in der DDR gerade erst rehabilitiert worden war. Das dreißigjährige Bestehen hat der Freundeskreis Cottbus mit einer kleinen Festschrift gefeiert,⁴ die in Form einer Chronik über seine Geschichte berichtet und zudem Abbildungen enthält, mit denen die Aktivitäten dieser Jahrzehnte noch einmal lebendig werden.

Zu den regelmäßigen Publikationen aus dem Osten Deutschlands gehört die Hohenstein-Ernstthaler *›Karl-May-Haus-Information‹*. Das Heft des Jahres 2018 bringt, wie es schon häufig geschehen ist, einen großen Aufsatz, der ein Thema biographischer Art genauestens ausleuchtet, und eine Reihe von kleineren Beiträgen, die sich auf demselben Gebiet bewegen, sowie einige, die Tagesaktualitäten gewidmet sind.⁵ Der große Beitrag stammt einmal mehr von Hans-Dieter Steinmetz und befasst sich unter dem schönen Titel *›Der geheimnisvolle Oberförster‹* mit jener Person, bei der Mays geliebte Großmutter laut *›Mein Leben und Streben‹* vorübergehend in Diensten stand. Der Mann hieß Adolph von Aurich und erwarb sich im Verlauf seiner beruflichen Tätigkeit »große Verdienste um die Entwicklung des Forstwesens« (S. 22). Ein Abgleich der nunmehr bekannten Daten mit denen aus Mays Familie zeigt allerdings, dass der Kontakt zwischen Mays Vorfahren und ihm nicht genau so verlaufen sein kann, wie *›Mein Leben und Streben‹* es schildert.

Einige der kleineren Arbeiten befassen sich mit den Beziehungen Mays zu Zeitgenossen wie dem zeitweiligen Mainzer Oberbürger-

meister Karl Emil Göttelmann (Hartmut Wörner) und dem Wiener Oskar Neumann (Jenny Florstedt), der Mays 1939 in einem derart vom Zeitgeist geprägten Artikel gedachte, »dass er heute nicht nur unangenehm aufstößt, sondern regelrecht Widerspruch herausfordert« (S. 55). Nicht gerade sympathisch wirkt auch ein wiederum von Steinmetz wiedergegebener Brief, den May im Zuge der privaten Werbemaßnahmen für sein neuestes Buch im Oktober 1906 an Houston Stewart Chamberlain schickte. In devotestem Ton erklärt er sich zu einem *Schüler* des großen Mannes, dankt dafür, dass dessen Schriften ihn von der ersten Zeile an *in hohem Grade innerlich gefördert und bereichert haben*, und stellt sich vor, wie der *Meister* (S. 46) und *Wegweiser* (S. 47) ›Babel und Bibel‹ in die Hand nimmt. Ähnliche Bekundungen hat May auch an andere Granden des Kulturbetriebs geschickt, nahezu unabhängig davon, ob deren Gedankenwelt mit der Chamberlains vereinbar war oder nicht.

Während das Hohenstein-Ernstthaler Periodikum in erster Linie der biographischen May-Forschung verpflichtet ist und diesmal sogar einen pränatalen Schwerpunkt setzt, widmet sich das Magazin ›Karl May & Co.‹ überwiegend den Mayensia der deutschen Film- und Bühnenszene. Aber auch andere Themen kommen dort zur Sprache. Im letzten Heft des Jahres 2018 findet sich der erste Teil einer Serie über den Umgang, den es im Ersten Weltkrieg mit May und seinem Werk gegeben hat.⁶ Wolfgang Hermesmeier und Stefan Schmatz präsentieren Publikationen, die May kurzerhand zum wichtigen geistigen Mentor der deutschen Soldaten erklären. Neben der Feststellung, das Verhalten seiner literarischen Heroen fördere im Grundsätzlichen die nationale und mutige Haltung der Kämpfer, gibt es darin detaillierte Hinweise, dass man sich im Felde oft sehr konkret an speziellen Aktivitäten in seinen Erzählungen habe orientieren können. So wurde angeblich die vor allem im ersten Band des ›Old Surehand‹ geschilderte ›Kriegslist, sich (...) künstlich umherreibende Schilfinseln anzufertigen und unter deren Schutz unbemerkt an die feindlichen Stellungen heranzukommen‹ (S. 30), in reale Kriegssituationen übernommen. Ein anderer Soldat schildert, wie der Gedanke an Karl May – »einen verlässlichen Felsen« (S. 31) – ihm dazu verhalf, in einer extremen Lage die nötige Ruhe und Willenskraft wiederzugewinnen und so zu überleben; »ich konnte später (...) nicht genug über diesen Einfluß einer Lektüre staunen« (S. 31). Max Frischs bekanntes Wort von der durchschlagenden Wirkungslosigkeit unserer Klassiker gilt in diesem Fall offenbar nicht. Mit sanfter Ironie merkt ›Der Kunstmwart und Kulturwart‹ im September 1915

an, in Anbetracht einer derartigen Resonanz sei es angezeigt, »künftig in der Kriegsakademie Clausewitzens veraltetes Buch vom Krieg durch den ›Schatz im Silbersee‹ und die anderen Mayschen Schätze (zu ersetzen)« (S. 29).

Ein paar Jahrzehnte später verwandeln sich solche Erfahrungsberichte aus der Praxis des Ersten Weltkriegs an markanter Stelle in die Propädeutik des Zweiten: Martin Roussel erinnert daran, dass Hitler seinen staunenden Generälen gelegentlich die Kriegslisten Old Shatterhands als vorbildlich empfahl. Der Hinweis ist Teil eines Aufsatzes,⁷ der sich mit verschiedenen Aspekten der »Grenzverwischung des Faktualen und des Fiktiven« (S. 56) im Fall May befasst. Vorgestellt werden Äußerungen über den vermeintlich realistisch-authentischen Charakter seiner abenteuerlichen Erzählungen, die Old-Shatterhand-Legende, deren Gestaltung im literarischen Werk, Aspekte der politischen Dimension dieses Konstrukts und schließlich auch noch die schwierige Diskussion darüber, wie mit den im Raddebeuler Museum lange ausgestellten realen Skalps umzugehen ist. In Mays Biographie, in seinen Schriften und auch noch in seiner Wirkungsgeschichte verschwimmen geradezu systematisch »die Konturen zwischen literarischem Werk und Leben«, und der zeitweise gewaltige Erfolg dieses Schriftstellers rechtfertigt die Feststellung, dieser Prozess sei als »ein eigener Lektüremodus Teil deutscher Geschichte geworden« (S. 63).

Die Person Karl May hat bekanntlich erst in deutlich fortgeschrittenem Alter die Grenzen ihrer Heimat im engeren Sinne überschritten und ist, siehe oben, erst im Alter in jene fernen Länder gereist, welche die Schauplätze seiner bekanntesten Erzählungen bilden; trotzdem ist May in einem Maße wie kaum einer seiner deutschen Kollegen ein Schriftsteller der interkulturellen Beziehungen. Das hat immer wieder zu Kommentaren geführt, wie denn aus heutiger Sicht seine Darstellung dieser Verhältnisse zu beurteilen sei, zumal das Thema als solches im Mittelpunkt des Interesses gleich mehrerer fachwissenschaftlicher Disziplinen steht und an seiner Aktualität gegenwärtig weniger denn je zu zweifeln ist. Man kann bei den Untersuchungsergebnissen, mit dem Mut zu einer gewissen Vereinfachung, drei Grundtendenzen unterscheiden: eine positiv wertende, mit der May – um einen Buchtitel von Wolfram Pyta zu zitieren – als ›Brückenbauer zwischen den Kulturen‹ gepriesen wird; eine negativ urteilende, die ihn als geistigen Kolonialisten einstuft; und eine gewissermaßen dazwischen angesiedelte, die eine z. T. sehr komplexe Mischung konträrer Tendenzen sieht. Auch in jüngster Zeit finden

sich Publikationen, die mit Hilfe dieser Kategorien einigermaßen treffend zu erfassen sind.

Eindeutig in die erste Gruppe fällt ein Aufsatz von Till R. Kuhnle, einem in Frankreich tätigen Professor für Vergleichende Literaturwissenschaft.⁸ Zwar habe May nicht »die Kolonialisierung als solche generell in Frage (gestellt)«, sich auf der Basis eines christlich-humanistischen Standpunkts aber immer wieder »kritisch mit der Eroberung fremder Kontinente auseinandergesetzt« (S. 286). Als das herausragende einschlägige Beispiel »seiner großartigen Reiseromane« nennt der Verfasser die Darstellung des Schicksals der Indianer: May versäume es nicht, »den Völkermord als die Ursünde der jungen US-amerikanischen Nation zu brandmarken« (S. 291), und leiste so wertvolle Hilfestellung zum verständnisvollen Umgang mit einer fernen Kultur. Auch Kara Ben Nemsi verdiente Anerkennung als »ein weiser Mittler zwischen Europäern und Muslimen« (S. 294). Hervorgehoben wird, dass Mays Erzählungen in einer abenteuerlich ausstaffierten Traumwelt spielen, deren Reize sich dem Publikum unserer Zeit leider immer weniger erschließen.

Negativ zu bewerten ist es, wenn Klischeevorstellungen überdeutlich die Darstellung fremder Kulturen bestimmen, zumal solche mit pejorativer Ausrichtung. Dass es diese Erscheinung im literarischen Umgang mit den sogenannten Zigeunern generell gibt, zeigt Wilhelm Solms in einer pointierten Überblicksdarstellung,⁹ die nicht weniger als »36 Eigenschaften der deutschen Literaturzigeuner« (S. 7) auflistet, gebündelt unter zusammenfassenden Begriffen wie Kriminalisierung, Dämonisierung und Romantisierung. May taucht darin mit »Scepter und Hammer« zweimal auf. Im Kapitel zur Dämonisierung führt Solms an, dass er mit seiner Figur Zarba den stereotypen »Glauben an die Zauberkraft alter Zigeunerinnen« (S. 50) mobilisiert. Unter dem Stichwort Romantisierung wird vermerkt, dass es sich bei den Zigeunerinnen der Literatur fast immer um »extrem junge oder extrem alte« (S. 70) bzw. um außerordentlich schöne oder altersbedingt hässliche Figuren handelt; Zigeunerinnen von mittlerem Alter und entsprechendem Aussehen existierten eigentlich gar nicht, und eine entsprechende Bemerkung findet sich auch in Mays Roman.

Unterschiedliche bis gegensätzliche Tendenzen in Mays Umgang mit dem Fremden beobachtet Jörg Füllgrabe.¹⁰ So registriert er im Abstand weniger Zeilen anhand von Beispielen erst eine »reichlich von rassischem Überlegenheitsdunkel geprägte Haltung« und spricht dann von »einer weit über koloniales Gebaren

hinausweisenden Empathie« (S. 56). In Verbindung damit erkennt der Kommentator »die Sehnsucht eines europäischen und besonders auch eines deutschen Publikums an [sic] der Exotik, dem Fremden und den Fremden aus Übersee« (S. 59), die von May bedient werde, aber auch den latenten Wunsch, im Fremden am Ende doch das Eigene und dessen Vorzüge zu entdecken; Winnetou und Halef, die markantesten Vertreter fremder Kulturen und Religionen, bekennen sich schließlich zum Christentum. Füllgrabe spricht von »einem System oszillierender Interdependenzen« (S. 61). May habe »im Exotischen einerseits einen antagonistischen Fixpunkt zur eigenen Herkunft [gesucht]«, sich andererseits aber darum bemüht, »eben dieses Fremde dem eigenen bekannten Um- bzw. Herkunftsgebiet zu adaptieren« (S. 67). Dieser Befund dürfte so ziemlich ins Schwarze treffen, unabhängig davon, dass der Verfasser nach der bearbeiteten Bamberger Ausgabe zitiert und in Bezug auf May von »seinem Buch ›Unter Geiern‹« (S. 61) spricht, das es ja – sagen wir mal: eigentlich – gar nicht gibt.

Das China-Bild, das May in seinen frühesten Erzählungen mit diesem Schauplatz vermittelt, scheint auf den ersten Blick wenig Raum zu einer differenzierten Beurteilung der ideologischen Grundhaltung zu lassen: Zu eindeutig wirkt auf den kritischen Leser die Dominanz abwertender Klischeevorstellungen, als dass eine ›mittlere‹ Position denkbar wäre. Auch Wynfrid Kriegleder – im vorliegenden Jahrbuch als Verfasser einer thematisch ganz anders ausgerichteten Untersuchung vertreten – kann nicht umhin,¹¹ in ›Der Kiang-lu‹ (1880) extrem negative Schilderungen des Landes zu entdecken: Das politische System ist korrupt, die chinesische Wissenschaft, Kultur und Religion taugen nichts, die Chinesen verhalten sich mehrheitlich hinterhältig. Aber ganz uneingeschränkt gelten diese Beobachtungen denn doch nicht. Es gibt »einige Widersprüche in Mays China-Bild« (S. 150): Zum einen finden sich vereinzelt positive Wertungen, zum anderen gibt es mehrere Szenen, in denen der Ich-Erzähler als handelnde Figur seinen Begleitern ausdrücklich widerspricht, wenn sie ihrerseits gar zu viel Unfreundliches über das fremde Land äußern. Manchmal scheint es so, als komme sich May bei seinen kolonialistisch geprägten Grundvorstellungen selbst in die Quere, ohne es recht zu merken. In ›Kong-Kheou, das Ehrenwort‹ (1888/89), heute besser bekannt unter dem Titel der Buchausgabe ›Der blaurote Methusalem‹, bestätigt sich der Befund unter etwas veränderten Vorzeichen: Auch hier steht eine »vorurteilsbeladene Darstellung des Fremden« im Vordergrund, wird aber »gelegentlich unterlaufen« (S. 160).

Kurioserweise verhält es sich mit dem Spätwerk »Et in terra pax« (1901), 1904 erweitert zu »Und Friede auf Erden!«, genau andersherum. Hier liefert May »einen pazifistischen und anti-imperialistischen Roman« (S. 163), der etliche Chinesen in den leuchtendsten Farben schildert und von May-Freunden bis heute als Musterbeispiel literarischer Bemühungen um weltweite Toleranz und Verständigung gepriesen wird. Diese edlen Ziele sind tatsächlich in ihm angelegt. Aber ganz konsequent arbeitet der Text ihnen nicht zu: Chinesen sehen, wenn sie besonders attraktiv erscheinen, nicht vollständig wie Chinesen aus, und bei aller Werbung für aufklärerische Toleranz im Lessing'schen Sinne besteht kein Zweifel daran, dass das Christentum die beste aller Religionen ist. In den erstgenannten Erzählungen »intendiert die Erzählinstanz ein eher negatives Bild Chinas, das dann unter der Hand doch positiver ausfällt, als beabsichtigt. In »Und Frieden [sic] auf Erden!« intendiert die Erzählinstanz ein sehr positives Bild Chinas, das dann unter der Hand doch negativer ausfällt, als beabsichtigt.« (S. 165)

In einer weiteren Gruppe neuer Aufsätze wird unser Autor unter verschiedenen Aspekten mit anderen Koryphäen der Kulturgeschichte verglichen. Ein Kunsthistoriker befasst sich mit den geradezu unglaublichen Meisterschüssen, die sein Ich-Held beinahe in Serie produziert, wenn er Henrystutzen und Bärentöter in die Hand nimmt.¹² Der spektakulär präzise Schuss als solcher ist allerdings ein verbreitetes literarisches Motiv: Man kennt es etwa aus dem »Freischütz«, und im Apfelschuss Wilhelm Tells gewinnt es »gar staatschöpfende Kräfte«. Der Beitrag verweist insbesondere auf Parallelen zwischen den Taten der May-Figuren und einer Anekdote, in deren Mittelpunkt Benvenuto Cellini steht, ein Künstler und Autobiograph aus dem 16. Jahrhundert mit einer partiell höchst dubiosen Lebensgeschichte. Cellini schildert, wie er im Rahmen einer kriegerischen Auseinandersetzung einen Feind aus weitester Distanz mit seinem Schuss so traf, dass »»der Mann in zwei Stücke geteilt wurde«. Da es sich bei dem Opfer um einen abtrünnigen Gefolgsmann des Papstes handelte, habe dieser den erfolgreichen Schützen nicht nur ob seiner Treffsicherheit mit allergrößter Bewunderung, sondern auch mit ebensolchem Lob bedacht, und Cellini habe »im Anschluss noch die Vergebung für alle im Dienste der apostolischen Kirche verübten Mordtaten erhalten« (S. 116). In Cellinis Fall wie bei den entsprechenden Aktionen in Mays Erzählungen müssen nach Lage der Dinge zuvor alle Anwesenden von der »grundszätzliche(n) Unmöglichkeit des bevorstehenden Schusses« (S. 120) ausgehen, während

sie dann eines Besseren belehrt werden und spontan in Bewunderung ausbrechen. Bedenkt man, dass sowohl May als auch Cellini die grandiosen Taten als Leistungen aus ihrer persönlichen Realität ausgegeben haben, die de facto zeitweise sehr düster verlaufen war, so kann man im Hintergrund dieser Konstruktionen ein »zeitlose(s) Geltungsbedürfnis schöpferischer Geister« (S. 121) erkennen.

Vor einigen Jahren bereits hat sich Daniel Fulda damit befasst, wie Karl May in »Die Liebe des Ulanen« die deutsch-französischen Kriege des 19. Jahrhunderts darstellt (vgl. Jb-KMG 2018, S. 302f.). Neuerdings greift er das Thema wieder auf, vergleicht nun aber Mays Roman mit dem eines französischen Kollegen: mit »La débâcle« von Émile Zola (1892), dem vielleicht bedeutendsten Beitrag der französischen Literatur zu diesem Thema.¹³ Ein der naturalistischen Poetik verpflichtetes Werk steht also neben einem, das mehr oder weniger musterhaft den Gesetzen des Kolportage- und Sensationsromans folgt; auch stellt sich die Frage, ob es – in der Formulierung der Einleitung des Bandes – »eine spezifische Poetik nationszentrierter Geschichtserzählung (gibt)« (S. 7). Fulda findet zunächst etliche Gemeinsamkeiten: »Beide Romane arbeiten mit einem moralischen Bewertungssystem. Den Krieg beurteilen sie danach, wie vorbildlich sich die Akteure der eigenen Seite darin verhalten haben.« (S. 171) Übereinstimmung besteht auch insofern, als beide Autoren in ihrem Plot größten Wert auf die »Entdeckung bzw. Herstellung von persönlicher Verbundenheit unter den Protagonisten« (S. 175) legen, wozu Verwandtschaft und Eheschließung ebenso beitragen können wie Freundschaft. Allerdings fällt auf, dass bei May solche Beziehungen in der Regel eine glückliche Entwicklung nehmen, während bei Zola diesbezüglich vieles unerfreulich verläuft und missglückt: ein Indiz für seinen Befund, »dass es 1870 in Frankreich keine intakten ›natürlichen Ordnung‹ gab« (S. 179). Auch in Details kann man nahezu identische Beobachtungen machen, wobei freilich die unterschiedliche Interessenlage der Autoren für spiegelbildliche Verkehrungen sorgt: Tritt bei May in der Rolle des untreuen Gatten ein Franzose auf, so agiert bei Zola als unzuverlässiger Kindsvater ein Preuße. Manchmal drängt sich sogar der Eindruck auf, »La débâcle« antworte direkt auf »Die Liebe des Ulanen«, was der Verfasser aber für »faktisch ausgeschlossen« (S. 181) hält. In der Gesamtbilanz wird bei May »die Wiederzusammenführung auseinandergerissener Familien bzw. deren Erweiterung durch Eheschließung lesbar als Feier der 1870 errungenen nationalen Einheit«, während Zola »das Familienschema der Figurenkonfiguration und Handlungsgenerierung« zwar ebenfalls

einsetzt, es aber zugleich »subvertiert« und »negativiert«; die Nation, an die er in Anbetracht der historischen Umstände denkt, ist »nicht durch Verwandtschaft und Abstammung gegeben, sondern erst solidarisch zu schaffen« (S. 186).

May und Benvenuto Cellini, May und Émile Zola: Das sind nicht unbedingt Vergleichsobjekte, die einem interessierten Leser spontan einfallen würden. Dagegen liegt ein Vergleich zwischen May bzw. seinem wildwestlichen Ich-Helden und der prominenten historischen Figur, die William F. Cody hieß und sich Buffalo Bill nannte, geradezu auf der Hand, und tatsächlich sind die beiden ja auch schon mehrfach nebeneinander gestellt worden. Neuerdings geschieht dies in einem Aufsatz von Werner Greve und Stefan Krankenhagen, der in der ersten Ausgabe einer neuen kulturwissenschaftlichen Fachzeitschrift erschienen ist.¹⁴ Bei Greve handelt es sich um einen Psychologen, bei Krankenhagen um einen Medienwissenschaftler, und das Interesse ihrer Arbeit richtet sich darauf, wie in der populären Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts bzw. in der zu dieser Zeit sich allmählich entwickelnden modernen Mediengesellschaft die reichlich spektakuläre Selbstdarstellung der Protagonisten Cody und May überzeugend vermittelt werden konnte. Beide bemühten sich um die Präsentation einer unauflöslichen Verknüpfung ihrer realen Person mit der Rolle des wildwestlichen Helden, beide nutzten die bereits vorhandene Vielfalt der verschiedenen Medien, beide setzten dabei unmittelbar ihre physische Präsenz ein. Die Autoren verweisen darauf, dass May insbesondere seinen Roman *>Old Surehand<* als »Schlüsselroman für eine ganz außergewöhnliche Identitätskonstruktion« (S. 30) angelegt hat: Hier ist kaum jemand der, der er zu sein beansprucht und zunächst auch zu sein scheint, und es obliegt dem »alter ego des Autors: Old Shatterhand aka Karl May« (S. 32), die Identitätstäuschungen zu durchschauen und die Verhältnisse zu entwirren. Historisch relevant an alldem ist, dass »die temporäre Ununterscheidbarkeit von Selbst und Rolle« (S. 29), die es bei den exponierten Persönlichkeiten der Kultur zuvor kaum gegeben hatte, zur Zeit Codys und Mays und gerade auch mit ihnen zu einer verbreiteten Erscheinung wurde und bis heute in der populären Kultur von allergrößter Bedeutung bleibt.

In die Nähe einiger der größten kulturgeschichtlichen Koryphäen aller Zeiten rückt May im Kontext des neuen Buches von Hermann Wohlgaschaft, das sich als eine geistliche Betrachtung – und nicht etwa als eine literaturwissenschaftliche Analyse – großer Sterbeszenen der Weltliteratur empfiehlt: Platon und Lessing, Goethe und Schiller, Büchner und Hebbel sowie Komponisten wie Richard Wagner und

Giuseppe Verdi tauchen darin auf – und eben, in einem ›Winnetous Testament‹ überschriebenen Kapitel, auch May.¹⁵ Der Verfasser fragt, stets getragen von seinen religiösen bzw. theologischen Überzeugungen, danach, »was Sterben – bei allen individuellen Besonderheiten – grundsätzlich bedeutet und welche seelischen Ressourcen im ›richtigen‹ Sterben aktiviert werden können« (S. 17), und findet maßgebliche Antworten bei Karl May, denn kein anderer Romancier hat das Sterben »öfter, intensiver und ergreifender« (S. 129) beschrieben als er. Wohlgshaft beginnt das entsprechende Kapitel mit ausführlichen Zitaten aus einer gleichnishaften Rede des Spätwerk-Halefs, der zufolge das Wichtigste im Leben und Sterben, »(w)as am Ende zählt und was ich mit hinübernehmen kann ins unverlierbare Leben, (...) allein die Liebe (ist)« (S. 133). Er fährt fort mit Hinweisen auf den furchtbaren Tod, den in ›Der verlorne Sohn‹ das mit aller Brutalität zum Artisten erzogene Kind erleidet – ein Beispiel dafür, dass Sterben als solches »durchaus schrecklich sein (kann)« (S. 130), ohne den tiefen Sinn zu verlieren. Als dann rücken Klekih-petra und insbesondere natürlich Winnetou ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Winnetou vollzieht, so heißt es zusammenfassend, einen »Läuterungs- und Reifungsprozess, der im Tode sein Ziel erreicht«; seine Lebensgeschichte verzeichnet eine radikale »Umkehr vom Rachegegendenken zur christlichen Liebe« (S. 143). Der Rachegegedanke tritt beispielsweise in Winnetous spontaner Reaktion auf die Ermordung seines Vaters und seiner Schwester zutage, während die folgende Entwicklung dadurch gekrönt wird, dass der Autor Analogien zwischen seiner Figur und Christus nahelegt, etwa bei der Errichtung von drei Kreuzen an Winnetous Grab. In ›Winnetou IV‹ wird der Gedanke der allumfassenden Liebe dann noch erweitert, indem das Geschehen auf eine Versöhnung von Figuren zusteuert, die in früheren Erzählungen verfeindet waren, und überdies einer übergreifenden »Verständigung der Kulturen und Religionen« (S. 147) zuarbeitet.

Nicht alle geistlichen Herren waren May gegenüber so positiv eingestellt wie Hermann Wohlgshaft. Der Benediktiner Ansgar Pöllmann etwa zählte sogar zu seinen schärfsten Kritikern und wurde von anders disponierten Lesern gelegentlich mit abwertenden Kommentaren bedacht, wie sie sich sonst nur zu Rudolf Lebius finden, dem Gottseibeuns vieler May-Freunde. Schon Euchar Albrecht Schmid hat sich mit dieser Tendenz geäußert, und so stehen denn auch seine aggressiven Bemerkungen über Pöllmann am Anfang eines Buches,¹⁶ dessen Ziel es demgegenüber ist, »der Person P. Ansgars gerecht zu werden« (S. 10). Der Verfasserin erscheint dies umso

notwendiger, als Pöllmann selbst an seiner früheren Wirkungsstätte unangemessen behandelt wird: Sie »erfuhr bei einer Führung durch die Beuroner Kirche im Jahr 2013, bei der Nachfrage nach dem ›Kunstexperten‹ Pöllmann, eine eher abwertende Reaktion, derge-
stalt, dass man diesen ehemaligen Mitbruders [sic] nicht für erwähnenswert halte« (S. 9). Es geht, wie der lange Titel des Werkes verrät, nicht darum, den Menschen Pöllmann hinsichtlich der Einzelheiten seines manchmal etwas verwirrend anmutenden Lebenswegs zu würdigen; stattdessen sollen seine kulturkritischen Arbeiten inspiziert und, speziell im Blick auf May, vom unverdienten Ruch billigster Po-
lemik befreit werden.

Um dies zu erreichen, setzt die Verfasserin zwei Schwerpunkte: Zum einen dokumentiert sie die Breite der kulturellen Interessen Pöllmanns und der daraus hervorgehenden Publikationen, zum anderen ordnet sie seine Arbeiten in die damaligen zeitgeschichtlichen Zusammenhänge ein, die von heutigen Lesern oft übersehen werden.

Tatsächlich war Pöllmann, auch wenn er inzwischen fast nur noch wegen seiner Anti-May-Schriften bekannt ist, ein vielfältig engagierter und hochgebildeter Autor. Er betätigte sich »als Übersetzer lateinischer oder mittelhochdeutscher Texte, Gedichte und Bühnenstücke« (S. 49), war Herausgeber einer Zeitschrift für religiöse Dichtkunst, verfasste kunsthistorische Arbeiten, erstellte »ein Verzeichnis des Hallenberger Stadtarchivs« (S. 373) und betätigte sich als Lyriker, wobei er zu Beginn des Ersten Weltkriegs auch »kriegsverherrlichende, nationalistische Gedichte« (S. 267) produzierte – eine Aktivität, die man auch bei heute renommierteren Dichtern seiner Zeit findet. Den Vorwurf eines viel zu engen Gesichtsfeldes kann man gegen Pöllmann also wohl kaum erheben. Sein Interesse galt der Vergangenheit ebenso wie der Einflussnahme auf die Kultur der Gegenwart.

Der Titel seiner Zeitschrift war ›Gottesminne‹, und darin deutet sich schon an, dass Pöllmann diese vielen Arbeiten allerdings stets in der Orientierung an einem religiösen Leitgedanken erledigte: Es ging ihm darum, die katholische Literatur und Kultur seiner Zeit zu fördern und auf ein hohes Niveau zu bringen, und dabei sollten ihm konstruktiv auswertbare Erfahrungen mit der Geschichte ebenso helfen wie die notfalls auch heftige Kritik an aktuellen Erscheinungen von dubioser Qualität. Die Verfasserin konstatiert, im Gefolge »der Benachteiligung der katholischen Kirche im Kulturmampf« habe sich »für die katholische Literatur die kulturelle Inferiorität ergeben« (S. 21), die damals auch noch etliche andere ambitionierte

Katholiken zu bekämpfen versuchten. In diesem Sinne engagierte sich beispielsweise ab 1903 Karl Muth mit seiner Zeitschrift ›Hochland‹, und auch Pöllmann wollte die »Anspruchslosigkeit der katholischen Literatur« (S. 44) überwinden, wobei er sich nicht zuletzt auf eine katholische Auslegung des »Ethos und Pathos« (S. 29) der Kunstphilosophie Schillers stützte. Der zeitweise immens erfolgreiche, in seinen Augen aber künstlerisch minderwertige Schriftsteller Karl May erschien Pöllmann unter diesen Vorzeichen als eine Art Musterbeispiel für die Niederungen, Verwirrungen und Anfechtungen, die er in der als mehr oder weniger katholisch geltenden Literatur der Gegenwart entdeckte, und wenn er bei ihm auch noch solche Untaten fand wie die Neigung zum Plagiieren, forderte das seinen Zorn erst recht heraus. Ein umfangreiches Kapitel des Buches ist speziell diesem Komplex gewidmet. Daneben erfahren wir, dass Pöllmann auch andere Erfolgsschriftsteller attackierte: Peter Rosegger zog seine Abneigung auf sich, da er »ein verschwommenes Gefühlschristentum mit einem starken Einschlag von etwas oberflächlich sitzendem Rationalismus« (S. 155) vertrat.

Eine pointierte Beurteilung der Einzelheiten, um die es in der Auseinandersetzung Pöllmann/May ging, fehlt weitgehend. Überhaupt tritt die Kommentierung der Dinge, mit denen sich dieses Buch befasst, zurück hinter die Ausbreitung von Textmaterialien: Die Gedichte Pöllmanns werden ebenso ausführlich wiedergegeben wie diverse Aufsätze, und auch manches aus dem Umfeld wird gründlich zitiert. Der besondere Wert dieses Buches liegt deshalb wohl vor allem in seinem dokumentarischen Charakter.

Karl May taucht in Gehles Arbeit, dem Register zufolge, auf rund achtzig Seiten auf. Das Personenregister des umfangreichen Briefwechsels zwischen Arno Schmidt und Hans Wollschläger, der fast fünfzig Jahre nach seinem Abschluss publiziert worden ist, verzeichnet diesen Namen dagegen gar nicht.¹⁷ Das liegt keineswegs daran, dass er in den Texten nicht vorkäme. Vielmehr trifft das Gegenteil zu: May wird zwischen den beiden so ausgiebig beredet, dass bei seiner Berücksichtigung im Register beinahe jede Seite des voluminösen Bandes hätte genannt werden müssen, und darauf hat der Herausgeber aus verständlichen Gründen verzichtet.

Als Schmidt und Wollschläger im September 1957 Kontakt zueinander aufnahmen, war Schmidt ein ziemlich prominenter Schriftsteller mittleren Alters und Wollschläger ein sehr junger Mann, der als Mitarbeiter des Karl-May-Verlags sein Geld verdiente und zudem ausgeprägte eigene literarische und musikalische Interessen

verfolgte. Unmittelbarer Anknüpfungspunkt war ein in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ erschienener May-Aufsatz Schmidts, auf den Wollschläger brieflich reagierte. Im Folgenden entwickelte sich eine umfangreiche Korrespondenz, die zunächst ganz auf May konzentriert war, sich dann aber auch auf diverse weitere gemeinsame Interessen erstreckte. Ende der 60er-Jahre erlahmte Schmidts Interesse sichtlich und beschränkte sich zunehmend auf Grußformeln, so dass die Korrespondenz 1972 endgültig zum Erliegen kam. Ein paar Jahre später traten Wollschläger und Schmidts Frau Alice wieder in Kontakt zueinander und tauschten eine Reihe von Briefen aus, die in diesem Band ebenso wiedergegeben werden wie etliche andere Dokumente: Briefe zwischen Schmidt und dem Karl-May-Verlag, Briefe, die Schmidt Wollschlägers wegen an andere Personen schrieb, sowie diverse kleinere Texte, darunter Notizen Alice Schmidts und Roland Schmids über persönliche Begegnungen zwischen Arno Schmidt und Roland Schmid. Es ist erstaunlich, wie viel Material sich erhalten hat.

Zwischen Schmidt und Wollschläger entwickelte sich rasch eine Beziehung, die Wollschläger einmal so bezeichnet: »(...) ich verschweige weder Ihnen noch mir noch sonstwem, daß ich so etwas wie Ihr Schüler bin (...).« (S. 534) Der Ältere begleitet mit Anteilnahme und Ratschlägen die literarischen Bemühungen des angehenden Schriftstellers, setzt sich bei Verlegern, Lektoren und Redakteuren für ihn ein und gibt ihm generell immer wieder Hinweise, wie er sich im Hinblick auf eine Laufbahn als Schriftsteller zu positionieren habe; der umfangreiche Roman, an dem Wollschläger arbeitet, wird jedoch erst viel später, 1982, unter dem Titel ›Herzgewächse oder Der Fall Adams‹ veröffentlicht werden und sein einziger bleiben. Wollschläger berichtet von den außerordentlichen Mühen und vorerst geringfügigen Erfolgen seiner beruflichen Existenz, diskutiert mit Schmidt ausgiebig über Karl May und beliefert ihn heimlich mit diversen Unterlagen, die er auf, sagen wir mal: abenteuerliche Art seinem Arbeitsplatz, den Räumlichkeiten des Karl-May-Verlags, entnommen bzw. darin kopiert hat. Beide gehen schon frühzeitig davon aus, dass eines Tages ihre »Correspondenz (wie es ja gar nicht ausbleiben kann) gedruckt erscheint« (S. 118), eine Erwartung, die man bei einer detaillierten Würdigung der Texte stets mitbedenken muss. Manchmal führt diese Perspektive zu höchst merkwürdigen Formulierungen: Einmal teilt Wollschläger in Bezug auf eine besondere Angelegenheit mit, bei einer seiner persönlichen Begegnungen mit Schmidt werde er »das Nähere gelegentlich mündlich« berichten,

denn er wolle »den präsumptiven Herausgeber dieses Briefwexels nicht in allzu pietätige Tentationen führen« (S. 490) – bei der fraglichen Angelegenheit handelt es sich um eine Abtreibung.

Man kann die Briefe, die vom Herausgeber mit zahlreichen Erläuterungen versehen worden sind, unter den verschiedensten Vorzeichen lesen. Selbstverständlich ergänzen sie das biographische Wissen über die beiden Verfasser. Sie vermitteln Einblicke in die kulturellen Verhältnisse, die in jenen Jahrzehnten in der Bundesrepublik Deutschland herrschten, zumal sie etliche damalige Prominente unmittelbar aufmarschieren lassen, etwa Fritz J. Raddatz und Theodor W. Adorno, zu dem Wollschläger im Zuge seiner Beschäftigung mit Gustav Mahler Kontakt aufnimmt; Frauen spielen übrigens – auch das ist zeittypisch – bei alldem überhaupt keine Rolle. Die Texte sind psychologisch wie auch sprachlich interessant insofern, als Wollschläger einerseits das skizzierte Abhängigkeitsverhältnis immer wieder hervorhebt und dabei manchmal vor devoutesten Äußerungen nicht zurückshreckt, andererseits die eigenen Leistungen aber so weit ins Licht setzen muss, dass er seine Rolle als kontinuierlich wertvoller Gesprächspartner nicht gefährdet, während Schmidt im Großen und Ganzen eine väterlich-wohlwollende Haltung einnimmt und sich, was seine persönlichen Befindlichkeiten angeht, eher bedeckt hält.

Die Briefe sind ferner in vieler Hinsicht mentalitätsgeschichtlich aufschlussreich, unter anderem deshalb, weil sie dem Leser zwei Intellektuelle vorführen, deren Selbstverständnis sich teils stillschweigend, teils ausdrücklich nicht zuletzt in der Abgrenzung von der niveaulosen Bevölkerungsmehrheit konturiert; Wollschläger lehnt einmal die Teilnahme an einer Musikveranstaltung ab, weil es ihm »widerlich« erscheint, »mit welch elendem Behagen die Masse ›Höhlenluft‹ konsumiert« (S. 70). Auch komische Züge finden sich: Arno Schmidt möchte in seinen May-Arbeiten gelegentlich Material verwenden, das Wollschläger für ihn aus dem Karl-May-Verlag herausgeschmuggelt hat, muss dies aber mit Hilfe kurioser Konstruktionen über seine angeblichen Informationsquellen so bewerkstelligen, dass bei Wollschlägers Arbeitgebern kein Verdacht erregt wird. Manchmal schreibt Schmidt in ein und derselben Angelegenheit zwei Briefe an einen Tag nach Bamberg: einen privaten an Wollschläger und einen »offiziellen« an die Herren Verlagsinhaber.

Damit sind wir nun bei jenem Thema angelangt, das in diesem Buch alle anderen an Bedeutung überragt und in quantitativer Hinsicht vermutlich weit mehr als die Hälfte des Raums beansprucht: das Thema Karl May. Beide Briefschreiber sind geradezu vernarrt in

Mays späte Romane, insbesondere in den dritten und vierten Band des ›Silberlöwen‹ und in ›Ardistan und Dschinnistan‹. Sie halten sie für einzigartige literarische Höchstleistungen, denen gegenüber alles andere abfällt, was May geschrieben hat. Es gilt dennoch, ihn hinsichtlich seiner gesamten Vita und auch – Wollschläger leistet da erfolgreich Überzeugungsarbeit gegenüber dem zunächst skeptischen Schmidt – in Bezug auf seine vielen mediokren und miserablen Werke, die schließlich die Basis für das Spätere bilden, gründlich und nach allen Regeln der Wissenschaft zu erforschen. Dazu ist man – so lautet der leitmotivisch wiederholte Befund – im Karl-May-Verlag und seinem Umfeld nie bereit und wohl auch nicht fähig gewesen, und geradezu skandalös erscheint den beiden Briefschreibern, dass Mays wertvollste Texte derzeit nur in exzessiv überarbeiteter, grässlich trivialisierter Form verbreitet werden. Angesichts der »Hohlheit dieser Köpfe« (S. 106), die für das Desaster verantwortlich sind und für die Zukunft keinerlei Besserung erwarten lassen, verfasst Schmidt eine Reihe von Aufsätzen und Rundfunkbeiträgen, in denen er sich für einen philologisch seriösen Umgang mit May einsetzt, unterstützt vom Verlagsangestellten Wollschläger, der heimlich nach außen transportiert und damit sichert, was er ob der Ignoranz der Verlagsinhaber im Extremfall gar von der Vernichtung bedroht sieht: Unterlagen aller Art, darunter ganze unpublizierte Manuskripte Mays. In diese Jahre fällt auch die Veröffentlichung von Schmidts ›Sitara‹-Buch, das bei vielen May-Freunden einen Sturm der Entrüstung auslöst, von seinem Autor aber als Beitrag zur ästhetischen Aufwertung Mays gepriesen wird, sowie der Rowohlt-Monographie Wollschlägers.

Wer in Karl May nur den ›Abenteuerschriftsteller‹ sieht, als der er in erster Linie bekannt ist, wird all diesen Darlegungen nicht viel abgewinnen können. Wer ihn anders wahrnimmt und seine Einsichten ergänzen möchte, kann sich von den analytischen Spekulationen der beiden Experten – etwa dazu, welche Person aus Mays realem Umfeld in welcher literarischen Figur des Spätwerks gespiegelt sein mag – anregen lassen. Wer mit den näheren Umständen seiner denkwürdigen Wirkungsgeschichte nicht vertraut ist und daran auch nichts ändern will, wird vieles in diesen Briefen überblättern, etwa so, wie manche jungen Leser die Landschaftsbeschreibungen oder Religionsgespräche in den ›klassischen‹ Reiseromanen überblättert haben. Für Eingeweihte aber und solche, die es werden wollen, bieten diese ausufernden, sprachlich eigenwilligen Ausführungen über Schandtaten der offiziellen May-Verweser, denen zwei engagierte

Privatgelehrte teils offen, teils heimlich-listig die Stirn bieten, eine informative Lektüre erster Ordnung – durchaus auch mit starker Beteiligung der Abteilung Klatsch und Tratsch – und vielleicht ein höchst eigenwilliges intellektuelles Vergnügen.

Zu den wichtigsten Grundüberzeugungen Schmidts und Wollschlägers zählt, wie gesagt, der Gedanke, dass die Beschäftigung mit May endlich auf der Basis philologisch verlässlicher Textausgaben erfolgen müsse; ihr Nichtvorhandensein wird den Verantwortlichen des Karl-May-Verlags fast mehr angekreidet als alles andere, und beide äußern manchmal die Absicht, selbst in dieser Richtung aktiv werden zu wollen. Bei Hans Wollschläger hat sich diese Ambition viele Jahre später erfüllt: mit dem Beginn der zunächst von ihm und Hermann Wiedenroth herausgegebenen historisch-kritischen Ausgabe (HKA) und mit der Edition der Manuskriptfassung von »Ardistan und Dschinnistan« (2005/06), seiner letzten großen Tat für die May-Forschung. Es ist eine hübsche Pointe, dass diese Ausgabe im Karl-May-Verlag erschien und dass dort mittlerweile auch die historisch-kritische Ausgabe veröffentlicht wird, in verdienstvoller Zusammenarbeit mit der Karl-May-Gesellschaft und der Karl-May-Stiftung – die Zeiten haben sich geändert: Schön, dass es in diesem Fall mal zum Positiven hin geschehen ist. Im Jahr 2018 sind wiederum zwei HKA-Bände publiziert worden: der zweite Band der »Mahdi«-Trilogie¹⁸ sowie »Und Friede auf Erden!«.¹⁹

1 Philipp Schwenke: Das Flimmern der Wahrheit über der Wüste. Ein Karl-May-Roman. Köln 2018.

2 »K. May als Schachspieler.« Ein biografischer Scherz von Max Weiß in Bamberg. Groteske aus der »Wiener Schachzeitung« Jahrgang 1903. In: Günter Lossa/Bernhard Schmid: »Das Haar muss ziehen!« 150 Jahre Schachclub 1868 Bamberg. Chronik. Anekdoten. Partien. Probleme. Bamberg 2018, S. 238–244.

3 Karl May in Leipzig. Hrsg. vom Freundeskreis Karl May Leipzig. Sondernummer, März 2018.

4 Festschrift 30 Jahre Freundeskreis »Karl May« in Cottbus. Hrsg. vom Freundeskreis Karl May. Cottbus 2017.

5 Karl-May-Haus-Information. Hrsg. vom Karl-May-Haus Hohenstein-Ernstthal/IG Karl-May-Haus e.V., H. 33 [2018].

6 Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz: Karl May im Feld. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für die May-Rezeption (I). In: Karl May & Co. Nr. 154, November 2018, S. 22–31.

7 Martin Roussel: Heute ist das anders. Fakten zu den Fiktionen Karl Mays. In: Literaturstraße. Chinesisch-deutsches Jahrbuch für Sprache, Literatur und Kultur (2016), Bd. 17, S. 55–65.

- 8 Till R. Kuhnle: Karl May als Vermittler? In: Annäherung durch Konflikt: Mittler und Vermittlung. Hrsg. von Nicole Colin/Patrick Farges/Fritz Taubert. Heidelberg 2017, S. 285–297.
- 9 Wilhelm Solms: »Zwei Zigeuner, schwarz und gräulich«. Zigeunerbilder deutscher Dichter. Frankfurt a. M. 2018.
- 10 Jörg Füllgrabe: »Auf fremden Pfaden«. Karl Mays Bild des Fremden zwischen Eigendünkel und Empathie. In: Zwischen Kulturen und Medien. Zur medialen Inszenierung von Interkulturalität. Hrsg. von Klaus Schenk/Renata Cornejo/László V. Szabó. Wien 2016, S. 50–69.
- 11 Wynfrid Kriegeler: Das Bild von China in Karl Mays Romanen. In: 1914 – Ein Jahrhundert entgleist. Hrsg. von Liu Wei/Andreas Kurz. Wien 2015, S. 143–169.
- 12 Johannes von Müller: Der Old Shatterhand der Engelsburg. Die Topik des Meisterschusses bei Benvenuto Cellini und Karl May. In: Sprezzatura. Geschichte und Geschichtserzählung zwischen Fakt und Fiktion. Hrsg. von Lucas Burkart/Camillo von Müller/Johannes von Müller. Göttingen 2016, S. 115–122.
- 13 Daniel Fulda: Nationalgeschichte als Familienroman. 1870/71 bei Karl May und Émile Zola. In: Poetik und Politik des Geschichtsdiskurses. Deutschland und Frankreich im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Élisabeth Déculot/Daniel Fulda/Christian Helmreich. Heidelberg 2018, S. 163–187.
- 14 Werner Greve/Stefan Krankenhagen: Authentische Fiktionen. Selbst-Darstellung und Identitätskonstruktion bei William F. Cody und Karl May. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift. 1. Jg. (2017), H. 1, S. 25–37.
- 15 Hermann Wohlgschaft: Große Sterbeszenen der Weltliteratur. Eine geistliche Betrachtung. Würzburg 2018.
- 16 Irmgard Gehle: Der Benediktiner Ansgar Pöllmann unterwegs aus dem Kloster in die Welt der Kunst und Literatur auf der Suche nach schöner Dichtung, nach hieratischer Kunst, nach Kolportage – auch bei Karl May. Nordhausen 2018.
- 17 Arno Schmidt: Der Briefwechsel mit Hans Wollschläger. Hrsg. von Giesbert Damaschke. Bd. IV der Arno-Schmidt-Brief-Edition. Bargfeld 2018.
- 18 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. IV Bd. 10: Im Lande des Mahdi. Zweiter Band. Hrsg. von Ralf Gehrke/Johannes Zeilinger. Bamberg/Radebeul 2018.
- 19 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. V Bd. 2: Und Friede auf Erden! Hrsg. von Joachim Biermann/Gunnar Sperveslage. Bamberg/Radebeul 2018.